

In Zagreb hatte Smilja sich ab und zu eine Schokolade leisten können, in Deutschland aber, in der Schokoladenfabrik, fühlte sie sich wie im Paradies. Sie war umgeben von Schokolade, sortierte einen steten Strom an Täfelchen in vorbereitete Schachteln, bekam Bruchware und aussortierte Pralinen einfach geschenkt. Kiloweise schickte sie Schokolade an ihre Eltern und Geschwister nach Jugoslawien und wurde dafür in der Heimat als Heldin gefeiert. In den ersten paar Wochen ernährte sie sich nahezu ausschließlich von Schokolade.

Nach drei Monaten wurde ihr allein vom Geruch der Schokolade so übel, dass sie sich schon morgens vor dem Fabriktor übergeben musste. Sie hatte sich ganz fürchterlich und kolossal an Schokolade überfressen. Ihr größter Kindheitswunsch hatte sich in einen entsetzlichen Albtraum verwandelt. Aber sie arbeitete weiter, dachte daran, wie sehr sich ihre Geschwister in Maovice über die Schokolade freuten, die sie ihnen jeden Monat schickte. Smilja stellte sich vor, wie ihre Familie am Küchentisch saß, andächtig lächelnd in die knackende Schokolade biss und von Deutschland träumte.

Die ersten Jahre waren nicht einfach. Smilja war eine junge Frau, und alles, das Essen, das Wetter, die Gerüche, die Menschen und die Sprache, war ihr fremd. Oft weinte sie sich nachts einsam in den Schlaf, mit bohrender Sehnsucht nach ihren Eltern und der Heimat. Aber Aufgeben kam nicht infrage: Sie lernte Deutsch, zog aus dem Arbeiterinnenwohnheim aus, mietete sich eine kleine Wohnung in der Altstadt und gönnte sich einmal im Monat einen Abend im Rodeo, einem Tanzlokal, in dem sich vor allem die jugoslawischen Gastarbeiter der Stadt trafen.

Dort begegnete sie 1973 meinem Vater Emir Grabovac. Er saß mit seinem Kumpels am Tisch ihr gegenüber, hatte nur Augen für sie, kaufte eine rote Rose, trat zu ihr und sagte: »Für die schönste Frau der Welt.«

Jahre später konnte sie sich noch genau an seinen schlecht sitzenden dunklen Anzug mit dem abgewetzten Revers erinnern. Sie mochte seine breiten Schultern und seine etwas klobigen Hände, seine großen Augen und sein kräftiges Kinn. Sie fühlte sich geschmeichelt.

Er bestellte Wein und Schnaps, und sie lachten sehr viel. »Würden Sie mir einen Tanz gestatten?«, fragte mein Vater. Und auch wenn sie schon ein wenig torkelten, drehten sie sich beschwingt auf dem Parkett zur Discomusik.

»Finden Sie nicht, dass ich ein wenig aussehe wie Marlon Brando?«, rief er ihr ins Ohr, schwang dabei ausladend zum Rhythmus mit den Armen.

Smilja nickte lächelnd, auch wenn sie keine Ahnung hatte, wer dieser Marlon Brando eigentlich war. Wie sollte sie auch! Sie hatte noch nie einen Fernseher besessen, war noch nie in ihrem Leben im Kino gewesen. Aber das erzählte sie Emir natürlich nicht. Ein wenig später, sie tanzten schon eng umschlungen, berührten seine Lippen ihr Ohr. Mit zärtlicher Stimme flüsterte er: »Schöne Frau, darf ich Sie bitten, diese wundervolle Nacht mit mir zu verbringen?«

Meine Mutter sagte »Ja« und war sehr glücklich in dieser Nacht.

3

Ich kam am 2. Januar 1974 um 17.13 Uhr im Würzburger Universitätsklinikum zur Welt. Mein Vater hatte stundenlang im Flur gewartet und bereits Unmengen säuerlichen Krankenhauskaffees aus dem Automaten getrunken, der seinem Magen allmählich zu schaffen machte. Er war genervt, viel lieber hätte er einen Schnaps gestürzt, doch das traute er sich nicht im Krankenhaus.

Als die Hebamme endlich aus dem Kreißsaal kam, sprang er auf, rülpste laut und fragte mit weit aufgerissenen Augen: »Ist es ein Junge?«

Die Hebamme nickte. Emir strahlte, stürmte in den Kreißsaal, gab Smilja einen flüchtigen Kuss, hob mich in die Höhe und sagte: »Ha, genauso hübsch wie sein Vater.«

Doch schon bald darauf legte er mich wieder zurück auf Mutters Brust, setzte sich auf einen Lehnstuhl am Fußende des Bettes, blätterte gelangweilt durch die ausliegenden Boulevardzeitschriften und gähnte so laut, dass jeder im Raum es hören konnte.

Meine Mutter hingegen war wie berauscht von der Geburt, fühlte sich geradezu beseelt. Sie lächelte Emir an. »Hör zu, Liebster. Du brauchst hier nicht zu warten. Der Arzt hat gesagt, dass wir über Nacht bleiben sollen und ich morgen um neun Uhr entlassen werde. Hol uns einfach morgen früh ab. In Ordnung?«

Emir seufzte erleichtert, zog sich seine schwarze Lederjacke an, gab ihr und mir einen raschen Kuss, ging Richtung Tür, drehte sich noch einmal um. »Smilja, meine Schönste, unser Kühlschrank ist leer. Ich würde gerne noch etwas zu essen für dich kaufen. Ich habe aber kein Geld. Hast du noch was?«

»Ja, sicher. Dahinten bei meinen Kleidern müsste das Portemonnaie liegen. Nimm dir einfach zwanzig Mark heraus.« Er ging zu dem Stuhl, an dem ihre Handtasche hing, und verließ mit einem »Danke« fröhlich pfeifend das Zimmer.

Am nächsten Morgen saß meine Mutter um Punkt neun Uhr im Mantel auf ihrem Krankenhausbett und wartete auf Emir. Die Tasche

war gepackt, ich trug einen Daunenanzug und schlief. Wir waren bereit; aber Emir kam einfach nicht.

Eine Dreiviertelstunde später trug Smilja mich und ihre schwere Umhängetasche nach unten in den Empfangsbereich des Krankenhauses. Vor einem Münztelefon kramte sie den Geldbeutel aus ihrer Tasche. Er war leer. Meine Mutter war sich sicher, dass sie über hundert Mark ins Krankenhaus mitgenommen hatte. Dann fiel es ihr wie Schuppen von den Augen: Emir hatte sie bestohlen. Fassungslos starrte sie auf das Münztelefon.

Was für ein Monster habe ich da nur geheiratet? Dieses Arschloch hat sogar das Kleingeld mitgenommen. Nicht einmal zehn Pfennige für den Anruf hat er mir gelassen.

Sie setzte sich mit mir im Arm auf eine Bank mit Blick auf die Eingangstür der Frauenklinik. Immer, wenn sie sich öffnete, hoffte meine Mutter, dass es Emir sei. Sie wartete eine quälend lange Stunde, weinte vor Wut, wischte sich die Tränen ab und beschloss, zu Fuß nach Hause zu laufen. Sie nahm ihren langen Schal und ein großes Tuch aus ihrer Tasche, wickelte es um ihre Brust und schob mich vorsichtig hinein. Einzig mein bemützter Kopf schaute noch ein klein wenig aus ihrem Wintermantel hervor. Dann hängte sie sich die schwere Tasche um und verließ das Krankenhaus.

Draußen schneite es. Die kahlen Bäume waren in Weiß gehüllt. Ein Bus fuhr im Schneegestöber vor dem Universitätsklinikum Richtung Innenstadt. Einen Moment lang keimte Hoffnung in ihr auf. Sollte sie den Busfahrer bitten, sie und ihr Baby auch ohne Fahrschein mitzunehmen?

Aber was, wenn er sie abwies? Nein, diese Erniedrigung würde sie sich ersparen, ihr neues Leben mit mir sollte unter keinen Umständen als Bettlerin beginnen. Sie sah die kichernden Dubravka und Ivanka mit ihren hübschen Kleidchen und schokoladenverschmierten Mündern vor sich und stapfte zornig durch den Schnee.

Auf der Petrinistraße peitschten ihr dicke Flocken ins Gesicht. Das Laufen fiel ihr schwer, ihr Bauch und ihr Unterleib zogen sich schmerzhaft zusammen. Als sie sich kurz auf einer Bank ausruhen wollte, spürte sie, wie der eisige Wind ihr in die Glieder fuhr. Mühsam drückte sie sich hoch und kämpfte sich durch den tiefen Schnee bis

zur Grombühlbrücke, die über die Bahngleise führte. Sie war jedoch, wie meine Mutter auf einem Schild am Eingang las, wegen Baumaßnahmen gesperrt. Mist, das hatte sie ganz vergessen. Die Brücke war ja schon seit Monaten nicht mehr begehbar. Jetzt gab es nur noch den großen Umweg über die Auverastraße. Tränen liefen ihr übers Gesicht, sie verfluchte meinen Vater lauthals, sodass die wenigen Passanten auf der Straße ihr verwundert hinterherschauten. Nach einer Stunde Fußmarsch erreichte sie schließlich völlig erschöpft und durchgefroren ihre Wohnung am Schmalzmarkt.

Mein Vater lag schnarchend im Bett. Smilja hob mich vorsichtig in die Wiege, ging zu Emir, rüttelte ihn wach. Sie bebte vor Wut.

»Was bist du nur für ein Mensch? Gestern hast du einen Sohn bekommen und heute liegst du besoffen im Bett. Du stinkst nach Zigarettenqualm und Schnaps, hast wahrscheinlich die ganze Nacht gesoffen und uns vergessen. Du hast mich bestohlen, du Arschloch! Du hast uns bestohlen. Wir mussten den ganzen Weg vom Krankenhaus hierherlaufen. Durch den Schnee. Schämst du dich nicht? Wo warst du, verdammt noch mal?«

Emir rieb sich verschlafen mit der Hand über das Gesicht. »O Gott, Smilja, das tut mir leid. Ich wollte eigentlich nur einen Schnaps mit Alija auf die Geburt trinken und dann ...«

»Kein Wort mehr. Wie viel ist noch von meinem Geld übrig?« Smilja musterte ihn kalt von oben herab.

Nur in Unterhose bekleidet hangelte er nach seiner Jeans, die umgekrepelt vor dem Bett lag, stülpte die Innentaschen nach außen, holte einen Fünfmarkschein hervor und sagte mit verkaterter Stimme: »Sieht nicht gut aus. Keine Ahnung, wie das passieren konnte. Smilja, tut mir wahnsinnig leid. Das wird nie wieder vorkommen. Ich schwöre es dir. Ich verspreche dir hoch und heilig, mich ab sofort zu ändern. Ich werde ein besserer Mensch.«

Meine Mutter war viel zu müde, um noch weiter mit ihm zu streiten. Sie machte sich in der Küche einen Tee, stützte ihren Kopf am winzigen Ecktisch in die Hände und wusste: Niemals würde sie mich mit ihm allein lassen können. Zwei Wochen später traf sie die schwerste Entscheidung ihres Lebens.